

Verkehrsformen zwischen Elternhaus und Schule

Fallbeispiel Elternabende

Der im Folgenden beschriebene Elternabend fand im Juni 2006 in einem Dorf in Süddeutschland statt.¹ In dem Ort gab es eine kleine Grundschule mit 70 bis 80 Schülern und 4 fest angestellten Lehrern. Die Schule realisierte ein offenes Konzept. Die Schüler konnten ab 7.30 Uhr in die Schule kommen; ab 8.15 Uhr bestand ein erster Block in sog. "Freiarbeit". Dabei konnten die Kinder in einen der Räume gehen, die schwerpunktmäßig für bestimmte Fächer (Deutsch, Mathematik, Sachunterricht) eingerichtet waren und sich dort mit dem anwesenden Lehrer über zu lösende Aufgaben verständigen. Anschließend, nach einer großen Pause, traf sich die Stammklasse mit der Klassenlehrerin zum gemeinsamen Unterricht. Hinzu kamen Sport und Religion als Fächer, sowie eine Vielzahl an Angeboten und Projekten. Ein solches Projekt war z.B. ein Frühstück, das Lehrer, Kinder und Eltern gemeinsam vorbereiteten und an dem die Kinder teilnehmen konnten, statt sich ein Pausenbrot von zu Hause mitzubringen.

Grundschule = Schule der Mütter

Zu diesem ersten Elternabend noch vor Schulbeginn trafen sich jene Eltern, deren Kinder eingeschult werden sollten mit der Klassenlehrerin, die auch gleichzeitig Schulleiterin war. An diesem Elternabend waren gewissermaßen alle Kinder vertreten. Anwesend waren 15 Frauen und 4 Männer. Zwei davon als Paar. In einem Fall war es so, dass die Familie zwei Kinder in der Schule hatte und sich die Eltern auf die gleichzeitig stattfindenden Elternabende aufteilten. In einem Fall war der Mann, der anwesend war, auch der Vater, der das Kind hauptsächlich erzog. Von den 19 Eltern waren also eigentlich 18 Mütter anwesend und ein Vater. Dies kann nicht an der Berufstätigkeit der Männer gelegen haben, denn der Elternabend begann erst gegen 19.30 Uhr. Außerdem war ein großer Teil der anwesenden Frauen auch berufstätig.

Im Laufe des Abends warb die Lehrerin darum, dass die Eltern mitarbeiten, also Kurse für die Schüler anbieten, wie Kochkurse oder Vorlesekurse. Dabei richtete sie sich immer an die Frauen: „Ich möchte doch die Mütter bitten, sich zu engagieren“ – und als Zusatz – „es können natürlich auch Väter kommen.“

Diese letzte Bemerkung macht auf ein Grundproblem aufmerksam, das im Verhältnis von Schule und Eltern zum Tragen kommt. Es gibt eine Realität. Hier die Tatsache, dass sich die Frauen und nicht die Männer auf dem Elternabend einfanden. Und es gibt ein Wissen darüber, wie es sein sollte. Hier, dass sich sowohl der Vater und als auch die Mutter verantwortlich fühlen sollten. Wenn man Erwachsene über Schule befragt, so wechseln ihre Antworten zwischen beiden Ebenen. Zum Teil sagen sie, was sie denken, was der Fall ist; zum Teil, was sie denken, was der Fall sein sollte. Die Differenz zwischen Realität und Anspruch wird dabei selbst noch in der Weise kommuniziert, dass sie Kritik abblockt. Mit dem Satz "es können natürlich auch Väter kommen", kann die Lehrerin belegen, dass sie die Eltern in der gewünschten Weise angesprochen hat und dabei unterschlagen, dass das Wort "natürlich" darauf verweist, dass es ungewöhnlich ist, dass Väter mitarbeiten und man deshalb die Selbstverständlichkeit betonen muss, dass auch Männer zur Mitarbeit eingeladen sind.

¹ Die Daten sind 2006 durch teilnehmende Beobachtung erhoben worden. Ich veröffentliche sie erst jetzt aus zwei Gründen. Zum einen, um die Anonymität zu wahren, zum anderen, um rückblickend auf einen Prozess schauen zu können. Ich denke auch nicht, dass die Beobachtungen veraltet sind. Wenn es heute oder an anderen Orten anders sein sollte, dann können die Beobachtungen dazu dienen, die eigene Situation besser zu verstehen.

Infantilisierung und Frontalunterricht

Der Elternabend fand in dem Raum statt, der auch der Klassenraum der Kinder sein würde. Der Raum war klein, die Bänke und Stühle niedrig. Die Lehrerin hatte Namenskarten der Kinder auf die Tische gestellt und so mussten sich die Eltern ihren Platz suchen und sich auf den Stuhl setzen, auf dem auch ihre Kinder sitzen würden.

Man kann sagen, dass diese Rahmung emphatisch ist. Wenn Eltern an dem Platz ihrer Kinder sitzen, können sie einen Eindruck von dem bekommen, was ihre Kinder erleben und erfahren werden.

Man kann aber auch sagen, dass diese Rahmung die Eltern zurückversetzen sollte in ihre Schulzeit. Dass Erinnerungen wach werden sollten und vor allem reaktualisiert. Die Erwachsenen auf den kleinen Stühlen sollten sich wie die Erstklässler fühlen, die sie einmal waren. Vor sich die große erwachsene Lehrerin, die sagt, was man tun darf und was nicht. Die Eltern bekamen eine Tagesordnung, eine Anlauttabelle mit ihnen unbekanntem Schriftzeichen, eine Materialliste und eine Elterninformation über den Lese- und Schreibunterricht. Die Schule - und deshalb die Anlauttabelle - unterrichtet nach dem Konzept "Lesen durch Schreiben" von Jürgen Reichen.²

Das war ein umfangreiches Programm, wenn man davon ausgeht, dass spätestens nach zwei Stunden der Elternabend beendet sein sollte. Die Tagesordnung sah vor, dass die Struktur des Schulvormittags erklärt wird; das Konzept "Lesen durch Schreiben"; es Hinweise zum Mathematikunterricht gibt; die Materialliste durchgegangen wird und dabei auch die Fragen von Eltern beantwortet werden. Die Tagesordnung endete, wie üblich, mit dem Punkt "Verschiedenes". Ein Gespräch mit den Eltern, eine Diskussion oder die Aufnahme von Fragen der Eltern waren nicht vorgesehen. Elternfragen wurden ausdrücklich nur einmal erwähnt, nämlich im Zusammenhang mit der Materialliste, also einer Auflistung der Dinge, die die Erstklässler zum Schulanfang mitbringen sollten.

Man kann das geplante Programm unter die Überschrift bringen: "Die Schule informiert". Nicht beabsichtigt war ein Gespräch zwischen Lehrerin und Eltern. Eine Vorstellungsrunde der Eltern gab es auch nicht. Die Lehrerin begann den Elternabend mit dem Satz "Ich begrüße Sie ganz herzlich hier ..." und endete mit der Feststellung: "Das war viel für Sie und für mich." Dazwischen hatte sie eine Diskussion mit der Bemerkung beendet: "Alle sind müde". Eine Erklärung für diese Strategie, sich nicht auf ein Gespräch mit den Eltern einzulassen, ist alt und taucht in unterschiedlichen Varianten immer wieder auf. Friedhelm Zubke hat dies 1986 wie folgt beschrieben:

"Die Kommunikation zwischen Lehrern und Eltern - in den weitestgehend festgelegten Rollen - aktualisiert auf beiden Seiten Ängste. So wie Lehrer Einwänden, Anfragen und Kritik von Eltern nicht angstfrei begegnen, aktualisiert das Gespräch mit der Schule bei der Mehrheit der Eltern Ängste, seien die Ursachen hierfür nun nicht verarbeitete Probleme aufgrund eigener negativer Erlebnisse als Schüler oder seien es Unsicherheiten gegenüber der Institution, die durch Unkenntnis und unzureichende Information ausgelöst wurden."

(Zubke 1986, S. 36)

Zutreffend scheint mir, dass die Kommunikation zwischen Lehrern und Eltern auf beiden Seiten Ängste aktualisiert. Nicht zutreffend scheint mir die Vermutung, dass dafür auf Seiten der Eltern Unkenntnis oder nicht verarbeitete Probleme ursächlich seien. Deren mögliche Existenz auf Elternseite kann jedenfalls die Ängste der Lehrer nicht erklären.

² Das Konzept "Lesen durch Schreiben" nach J. Reichen lässt sich in den Rahmen des Spracherfahrungsansatzes einordnen. Dieser basiert auf der Einsicht, dass Kinder lesen und schreiben lernen, indem sie Schriftsprache von Anfang an selbständig nutzen und indem sie sich aktiv mit ihrer Struktur auseinandersetzen. Es ist kein Rechtschreibprogramm, sondern ein pädagogisch-didaktisches Konzept, das, so Reichen, Lesen mit Denken verbindet. Es gibt mit der Anlauttabelle und der Handlungsanweisung auf der Tabelle den entsprechenden Buchstaben zu dem gesprochenen und gehörten Laut zu suchen, den Kindern die Möglichkeit, alle Wörter zu schreiben, die sie schreiben wollen. Pädagogisch soll dies den Kindern die Lust an der schriftlichen Mitteilung erhalten und fördern. Lesen lernen, davon war Reichen überzeugt, folgt dem Schreiben lernen. Daraus folgt notwendig, dass Kinder viele Wörter falsch schreiben, weil es in der deutschen Sprache keine enge Beziehung zwischen Laut und Buchstabe gibt. In Reichens Konzept - und dies steht im Widerspruch zu einer Reihe jüngerer Veröffentlichungen - wird die Eigenaktivität der Kinder begleitet und ergänzt durch einen Lehrgang, der sich aber nicht gleichschrittig an alle Kinder richtet, wie bei dem Fibelunterricht, sondern in einem Werkstattunterricht der an dem einzelnen Kind und dessen Schreib- und Leselernprozess orientiert ist. (vgl. www.reichen.de)

Der Versuch, Eltern durch die Rahmung von Situationen zu infantilisieren und durch eine straffe Tagesordnung an einer Diskussion zu hindern, war mehrfach zu beobachten. Beim nächsten Elternabend, dem ersten ordentlichen nach Schulanfang, stand als Tagesordnung fest: "Informationen rund um die Schule" und "Wahl des Klassenelternbeirats". Bei diesem Elternabend, wie bei dem bisher beschriebenen vor Schulbeginn, wie auch bei der Schulkonferenz³, ließ sich das gleiche Muster beobachten. Die Lehrerin versuchte den Abend so zu planen, dass sie zwar informieren konnte, aber nicht diskutieren musste. Und in allen drei Fällen gelang es ihr nicht, diese Strategie durchzuhalten.

Die Hinterbühne des Elternabends

Bei der Schulkonferenz versuchte die Lehrerin/Schulleiterin die Sitzung zu beenden, nachdem die Wahl zum Schulelternsprecher und die Genehmigung von zwei Forschungsprojekten stattgefunden hatten. Es war etwas weniger als eine Stunde vergangen. Da meldete sich ein Vater mit der Bemerkung, er habe nur noch eine Kleinigkeit und wies auf ein Schreiben hin, in dem die Eltern von den weiterführenden Schulen zu einem Gespräch eingeladen worden waren. Erst etwa eine Stunde später - nach diesem vorsichtigen Hinweis eines Vaters - war die Schulkonferenz dann tatsächlich beendet. Dazwischen wurden eine Vielzahl von Themen von Seiten der Eltern behandelt, die sich insgesamt als Kritik an der Schule beschreiben lassen. Im Kern ging es darum, dass die Schule immer wieder von den Eltern Mitarbeit und einen finanziellen Einsatz verlange, dass die Kommunikation zwischen Schule und Eltern transparenter sein könnte. Der Tenor war: Man solle das nächste Projekt erst beginnen, wenn das alte abgeschlossen ist. Um die Kommunikation transparenter zu gestalten, sollte auf der Homepage der Schule die Möglichkeit eingerichtet werden, dass Eltern dort Informationen von der Schule finden können, sie Lehrer informieren können und auch untereinander kommunizieren. Dies hat sich auch acht Jahre nach dem Treffen nicht realisiert. Auch die Wahl des Klassenelternbeirates folgte diesem Muster.

Die Lehrerin begann den Abend so:

"Ich find es toll, dass Sie so zahlreich gekommen sind. Ich hab Ihnen an die Tafel schon mal geschrieben, das erste, was wir heute machen müssen ist die Wahl des Klassenelternsprechers. Der Klassenelternsprecher ist so ´n bisschen der Ansprechpartner von Lehrer zu Eltern und umgekehrt von Eltern zu Lehrer. Liest auch so ein bisschen mit, wenn so gewisse Sachen anstehen, Weihnachtsbäckerei, Ausflug und ist auch Vermittler, eigentlich. Wir brauchen einen und einen Stellvertreter oder eine (Lachen). Die Wahl läuft folgendermaßen: Wir brauchen einen Schriftführer, einen Wahlleiter und einen Beisitzer. Diese drei sind nicht wählbar. D.h., wer sich dafür entscheidet, der kann nicht gewählt werden. Sie werden dann Vorschläge bringen, wer Ihrer Meinung nach das Amt übernehmen soll. Ich denk mal, das ist soweit klar. Ich sag da mal jetzt nix dazu (Lachen). Es gibt auch Lehrer, die machen das noch anders, die sagen, hier haben Sie ihre Wahlsachen, ich geh mal raus und komm in 10 Minuten wieder."

Es melden sich drei Personen für den Wahlausschuss.

"Also, Sie geben jetzt Vorschläge ab, wer zu wählen wäre, wer möchte denn das Amt gerne übernehmen? Ich kann eigentlich ganz weggehen, ich bin ja völlig unbeteiligt. Sie werden nicht mit Arbeit überschüttet, Sie brauchen keine Angst zu haben. Kann ich Ihnen noch einmal ans Herz legen das Amt, es passiert also eigentlich nicht viel."

Tatsächlich wurden eine Frau und ein Mann von den Eltern vorgeschlagen und eine Frau schlug sich selbst vor.

Die Lehrerin betonte dann noch einmal gegenüber der gewählten Mutter, dass es wirklich nicht so schlimm werden würde und dass sie froh sei, dass die Wahl so schnell von statten gegangen wäre.

Unterschiedliche Bedeutungen von Engagement

³ Die Schulkonferenz ist in Hessen das gemeinsame Entscheidungsgremium von Lehrern und Eltern. Sie besteht aus Vertretern des Schulelternbeirats und Vertretern des Lehrerkollegiums. Die Schulleitung führt den Vorsitz. Die Mitglieder werden für die Dauer von 2 Jahren gewählt. Im Unterschied zu Schulelternbeirat und zur Gesamtkonferenz beraten, diskutieren und entscheiden in der Schulkonferenz Eltern und Lehrkräfte gemeinsam über zentrale Fragen der Schule. (<http://leb-hessen.de/startseite/elternmitbestimmung/schulkonferenz/>)

Elternsprecher zu wählen ist Pflicht. Der mehrfache Versuch der Lehrerin diese Funktion herunterzuspielen enthält eine Reihe von Aspekten.

Die Unterstellung, dass die Eltern nicht so viel Zeit in die Schule investieren möchten und deshalb betont wurde, dass Elternsprecher keine schwierige Aufgabe sei, lässt sich als Abwehr des Einflusses von Eltern auf die Schule lesen. Andererseits kann man auch sagen, dass die Lehrerin aus ihrer Erfahrung heraus handelte. Diese bestand darin, dass die Wahl eines Elternsprechers einem Eiertanz gleicht. Viele möchten es werden, aber keiner will es zugeben. Wer diese Regel verletzt, was an diesem Elternabend der Fall war, weil sich eine Mutter selbst meldete, wird bestraft. Sie erhielt nicht eine einzige Stimme der anwesenden Eltern. Dagegen einigte man sich eindeutig auf Frau S., die 12 von 16 Stimmen bekam und wählte den zunächst zweitplatzierten Mann im nächsten Durchgang zum Stellvertreter. Das Amt des Elternsprechers scheint einen privilegierten Zugang zur Schule zu verschaffen und damit mögliche Vorteile für das eigene Kind. Das ist es m.E. was jeder möchte, aber niemand zugeben will. In diesem Widerspruch befangen lassen sich Eltern auch gut manipulieren, indem ihnen gesagt wird, dass das Amt keine weitere Bedeutung habe. Damit scheint der Widerspruch austariert. Nun ist dies der Lehrerin bei dieser Wahl nicht gelungen. Denn tatsächlich ging die Wahl schnell und eindeutig über die Bühne. Darin war auch die Botschaft an die Lehrerin enthalten, dass man durchaus bereit sei, sich deutlich in der Schule zu engagieren.

Nun kann man unter Engagement für die Schule sehr verschiedenes verstehen. Das eine Verständnis findet sich knapp in den Richtlinien für die Volksschulen des Landes Niedersachsen aus dem Jahre 1963 unter der Überschrift "Schulleben":

"Von großer Bedeutung ist es auch, die Eltern am Schulleben zu beteiligen, damit sie es in seinen Zielen bejahen und seine Voraussetzungen fördern." (Richtlinien für die Volksschulen des Landes Niedersachsen 1963, S. 21)

Dass die Eltern sich am Schulleben beteiligen und damit auch dessen Ziele teilen sollen, gilt auch mehr als 40 Jahre später. Nur die Formen sind differenzierter geworden.

Lehrerin:

" Gut. Jetzt hab ich hier nen großen Punkt, das passt zum Frühstück: Eltern gesucht. Wir freuen uns immer, wenn morgens um halb 8 jemand kommt und sagt, heute hab ich mal Zeit, ich mache heut mal das Frühstück mit. Wer von ihnen also Zeit hat und kommen kann, der ist also herzlich eingeladen, morgens um halb 8. ... Wenn es also jemand zu einem bestimmten Tag immer machen will, dann kann er das auch machen (lachen).

Dann sind wir gleich bei der Elternarbeit. Wir haben eine Bücherei. Machen auch Eltern. Das dürfen also auch gerne Eltern von der 1. Klasse. Wer Zeit hat, Dienstags, um 10 oder viertel nach 10. Gut. Haben wir zufällig auch eine Mutter, die Lust hätte zu kochen, wir haben ja auch eine Küche, Kochen mit vier oder fünf oder sechs Kindern. Die Küche ist freitags frei ab 12. Eine Doppelstunde, das wäre eine Mütter AG. Väter natürlich auch gerne (lachen).

Gut, noch ein Elterndienst, Dienstag viertel nach 10 bis um 11 Uhr: Vorlesen, wer Lust und Laune hat. Da müssen Sie sich aber nicht länger verpflichten, da dürfen Sie einfach Dienstags kommen. Sie können sich ein Buch aussuchen, wenn Sie ein schönes Buch haben und sagen, das möchte ich jetzt gern mal vorlesen und dann schicken wir Ihnen die Kinder."

Tatsache ist, dass sich für die genannten und noch weitere Aktivitäten Eltern fanden. Das liegt vielleicht auch an der Schulleiterin, die entgegen dem vielleicht bisher vermittelten Eindruck, Schule als Lernort in einer Gemeinschaft versteht.

Auf der Homepage der Schule findet sich die folgende Selbstdarstellung:

"Wir verstehen unsere Schule als Lern- und Lebensraum aller Beteiligten.

Aus diesem Grund ist es uns ganz wichtig, dass „unsere“ Kinder (und wir) in einer Lernumgebung arbeiten können, die ihre Selbstständigkeit und Kreativität fördert, ihr Selbstbewusstsein stärkt, ihren ‚Forscherdrang‘ nicht aufhält und ihre Individualität achtet. Eine lebendige, freundliche, „mit positiven Emotionen verbundene“ (Spitzer, 2006) und von allen gemeinsam getragene Lernatmosphäre regt am besten zum motivierten Lernen und Arbeiten an. Jedes Mitglied der Schulgemeinde, egal ob Schüler, Lehrkraft, Elternteil, Hausmeisterin, Sekretärin... wird immer wieder dazu ermuntert, seine persönlichen Ideen und Bedürfnisse innovativ in den Prozess unserer gesamten Schulentwicklung einzubringen.

Die Evaluation unserer Arbeit stellen wir gemeinsam als Team in den Dienst zur Umgestaltung von Schule hin zu einer Lernumgebung, in der eigenständiges, selbstgesteuertes und demokratisches Lernen ermöglicht wird."

Elterninteressen

Die Schule praktizierte einen offenen Unterricht, mit vielen Projekten, individuellen Lernzeiten, jahrgangübergreifendem Unterricht, Lesenächten, Theateraufführungen, an denen alle Kinder beteiligt wurden und zu deren Aufführung wohl fast alle Eltern und Großeltern kamen. Regelmäßig gab es über diese Schule etwas in der Lokalzeitung zu lesen. Die Schule polarisierte die Eltern in der Gemeinde. Sie hatte einige Kinder aufgenommen, die nicht in dem Schulbezirk der Schule wohnten, deren Eltern aber von dem Konzept überzeugt waren. Es gab andere Eltern und Lehrer, die der Schule vorwarfen, dass die Kinder nichts lernen würden. Ein Teil der Stringenz, mit der Elternbegegnungen von Seiten der Schule durchgeführt wurden, hängt sicher auch damit zusammen, dass die Schule ein Konzept vertrat, dass allen Eltern aus der eigenen Erfahrung unbekannt war und manchen auch nicht geheuer. So war die Schule mit dem Versuch gescheitert, alle Übungsaufgaben in der Schule machen zu lassen und damit faktisch die Hausaufgaben abzuschaffen.

Von daher ist es auch nicht zulässig, von "den" Eltern zu sprechen. Faktisch hatte diese und haben die meisten Schulen mit mehreren Elterngruppen zu tun. Das deutete sich früh an. Bei dem ersten Elternabend vor Schulbeginn waren alle Kinder vertreten. Bei dem zweiten Elternabend, bei dem die Sprecherin gewählt wurde, fehlten die Eltern zweier Kinder. Beide wohnten in dem gleichen Haus. Das eine Kind, ein Junge, war im Jahr davor sitzen geblieben und das andere Kind, ein Mädchen, begrüßte mich bei unserer ersten Begegnung mit der Frage: "Kennst du 'Tokio Hotel'?" Ich musste zugeben, dass ich weder in Tokio war noch eine Band mit diesem Namen kennen würde. Die Eltern beider Kinder würden üblicherweise mit dem Begriff "bildungsfern" etikettiert werden. Und tatsächlich blieben beide dem ersten Elternabend nach Beginn der Schule fern.

Die Kinder der beiden Elternsprecher und auch der Frau, die sich selbst vorgeschlagen hatte, wechselten am Ende der Grundschulzeit auf das Gymnasium. Allen dreien kann man so etwas bescheinigen wie "Bildungsnähe". Damit meine ich ein durchaus reflektiertes Verhältnis zur Schule als einer Institution, die einerseits den Kindern den eigenen sozialen Status nicht nur sichern, sondern möglichst auch verbessern soll und die andererseits - das gilt für die Grundschule - Kindern nicht die Kindheit zerstören. Die beiden Sprecher, vor allem die Frau, wurden m.E. von den Eltern deshalb gewählt, weil sie den Eindruck vermittelten, sich in diesem Spannungsverhältnis bewegen zu können. Grundlage für die Wählbarkeit war damit die generelle Zustimmung zu dem Konzept der Schule, abgesehen von dem Wissen darum, dass man einiges auch anders sehen kann. Anders formuliert: die Eltern wollten keinen Konflikt. Weil dies so war, ließ sich eine Mutter, deren Kind später auch auf das Gymnasium wechseln wird, in den Wahlausschuss wählen. Sie hatte nämlich beim ersten Elternabend vor Schulbeginn für einen Konflikt gesorgt.

Rechtschreibung als Unterscheidungsmerkmal

Bei diesem Elternabend erläuterte die Lehrerin das Konzept "Lesen durch Schreiben" nach Jürgen Reichen. Dazu hatte sie den Eltern eine Anlauttabelle auf den Tisch gelegt mit Hieroglyphen statt Buchstaben. Dies deshalb, um die Eltern in die Situation ihrer Kinder zu bringen, für die das deutsche Alphabet ja auch so unbekannt ist wie ägyptische Hieroglyphen.

Die Lehrerin betonte: „Unser Ziel heißt Lesen durch Schreiben“. Sie verwies auf die pädagogischen und didaktischen Vorteile dieses Konzeptes, plädierte für Geduld und beteuerte, dass die Kinder Hilfe bekommen, die Eltern keine Angst zu haben bräuchten. Sie

sollten viel vorlesen, aber nicht mit den Kindern ein eigenes Rechtschreibtraining durchführen. Schließlich sagte sie:
"Rechtschreiben lernen heißt eigentlich: Es dauert 10 Jahre. Das geht schrittweise voran."

Mit diesem Satz begann eine Diskussion mit der Mutter, die sich in den Wahlausschuss hatte wählen lassen und damit selbst nicht mehr als Elternsprecherin wählbar war. Sie hatte ihr anderes Kind in der Schule und kannte deshalb das Konzept. Sie stellte den Zusammenhang von Rechtschreibung und Übergang aufs Gymnasium her. Rechtschreibung sei kein Spaß. Die optische Wahrnehmung spiele eine große Rolle. Falsch geschriebene Wörter prägten sich falsch ein und am Ende könnten die Kinder nicht den Anforderungen der weiterführenden Schule entsprechen.

Die Argumente entsprachen auf der inhaltlichen Ebene einer Debatte, die im Jahre 2014 von zwei Redakteurinnen des Spiegel angefacht worden ist und die von einigen Vertretern einer spezifischen Rechtschreibdidaktik wissenschaftlich unterstützt wird. So lässt sich Renate Valtin im Spiegel mit dem Satz zitieren "Lesen durch Schreiben" muss verboten werden" (S.96). Nun verfügen Lehrer in Deutschland über Methodenfreiheit.⁴ Wie in der Kampagne des Spiegel mit dem Cover "Die Recht Schreip-Katerstrofe" (Der Spiegel Nr. 25 vom 17. 6. 2013) wurden auch auf dem Elternabend lernpsychologische mit didaktischen, pädagogischen und sozialpolitischen Kategorien wild gemischt.

Die Lehrerin verwies in ihrer Antwort auf das Dauerproblem mit den weiterführenden Schulen. Es sei immer das gleiche; immer würde behauptet, die Kinder könnten nicht richtig schreiben. Das sei nicht zutreffend und würde immer wieder nur von einem Teil der Gymnasien kolportiert.

Entscheidend sei, die Motivation der Erstklässler zu erhalten. Sie habe eine normale Quote der Übergänge aufs Gymnasium. Die Kinder lernten hier selbständig zu arbeiten, sich Informationen zu holen. Die Kinder seien die Hauptperson und nicht die Ängste der Eltern. Auch die Rechtschreibung sei nicht gottgegeben, sondern eine Vereinbarung.

Die Mutter meldete sich wieder und betonte einerseits, dass sie mit ihrem anderen Kind natürlich überhaupt keine Probleme gehabt habe. Aber sie habe das mal sagen wollen, weil auch darüber geredet wird.

Die Frau gab durch ihre Sprache und ihre Kenntnisse zu erkennen, dass sie sich intensiv mit dem Thema beschäftigt hatte. Ihre Hauptkritik lässt sich so zusammenfassen: Die Methode "Lesen durch Schreiben" sichert nicht den Rechtschreibstand, den ein Gymnasium erwartet. Die Fragen, ob diese Erwartungen gerechtfertigt sind, was mit den Kindern ist, die nicht auf das Gymnasium kommen, ob es beim Lernen von Rechtschreibung nur um Rechtschreibung ginge oder auch um anderes, geriet nicht in den Blick. Ihr Mann verfügte in dem Ort über eine herausgehobene soziale Stellung und so verteidigte sie eine Position, die über Jahrzehnte die Bildungsdebatte in Deutschland mitbestimmt hat und die sich in dem Spiegelartikel wiederfindet. Sie besteht im Kern aus zwei relevanten Interessen. Aus dem einen Interesse heraus wird die Befürchtung artikuliert, dass zu viel Selbständigkeit der Kinder zu Disziplinlosigkeit führt.⁵ Als eine der zentralen Aufgaben der Grundschule wird dabei eine

⁴ Die Methodenfreiheit von Lehrerinnen und Lehrern ist meines Erachtens Grundlage eines demokratischen Gemeinwesens. Wer sie abschaffen will oder abschafft beseitigt demokratische Verfahren zugunsten hypostasierter Effektivität. Man kann und muss sich wohl gelegentlich mit Lehrern über ihre Methoden streiten und bei eklatantem Missbrauch auch disziplinarrechtlich vorgehen (etwa Volksverhetzung). Wenn aber der Staat die Ziele des Unterrichts und den Weg zur Erreichung der Ziele vorschreibt, so handelt er diktatorisch. Das gilt auch, wenn Wissenschaftlern die Freiheit von Zielsetzung und Methode zur Erreichung des Zieles faktisch genommen wird.

⁵ "Was wäre also, wenn all die Papas und Mamas Schulleiter in ganz Deutschland unter Druck setzen, ihren Kindern endlich mal richtig schreiben beizubringen" (Der Spiegel Nr. 25/2013, S. 104). Die Nähe zu: "wer kann den Kindern nun mal wirklich Anstand beibringen" ist sicher nicht zufällig.

Erziehung zu einer Selbstdisziplin angesehen, die als Voraussetzung für das Bestehen der Kinder in der Gesellschaft gilt.⁶ Diese Orientierung ist geleitet von der Ahnung um die Entfremdung in der Gesellschaft und der um den Vorsprung der Fähigkeit zur Entfremdung im Bürgertum.

Das zweite relevante Interesse, das sich in diesem Gespräch artikuliert hat, ist die Tatsache, dass sich diese Gruppe von Eltern nicht für die Frage interessiert, was ihre Kinder wissen oder können - auch wenn dies immer wieder behauptet wird - sondern dafür, ob die Grundschule das eigene Kind so vorbereitet, dass es im antizipierten Gymnasium problemlos weiterkommen kann. Die Mutter hat entsprechend mit den beiden Kindern, entgegen dem Wunsch der Schule, nach einem eigenen Plan die Rechtschreibung geübt.

Strategie und Taktik im Eltern-Schule-Verhältnis

Viele Studien der letzten Jahre beweisen, dass der schulische Erfolg von Kindern von der Herkunft der Eltern bestimmt wird. (vgl. Bildungsbenachteiligung in der Bundesrepublik Deutschland: <http://de.academic.ru/dic.nsf/dewiki/171202>).

Man kann sich fragen, wie sich in der konkreten Interaktion zwischen Kind, Eltern und Schule der niedrigere oder höhere soziale Status von Eltern niederschlägt. Wie werden sogenannte Bildungsnähe und Bildungsferne hergestellt?

Es gibt eine erkennbare Globalstrategie. Sie besteht darin, diesen Zusammenhang einfach zu leugnen bzw. Eltern zu unterstellen, sie hätten nicht den Wunsch und die Absicht oder die Fähigkeiten, ihren Kindern eine gute Schulausbildung zu ermöglichen. So etwa Joseph Kraus, der Präsident des deutschen Lehrerverbandes. Aus seiner Sicht gibt es im deutschen Schulsystem keine Bildungsbarrieren, weil sich viele Eltern dafür entschieden ihre Kinder nicht auf das Gymnasium zu schicken, sondern auf die anderen guten Schulen. (vgl. Josef Kraus 2005)

Ähnlich argumentiert der hessische Elternverein auf seiner Homepage. Der hessische Elternverein bildete die Speerspitze des Widerstandes gegen die hessischen Rahmenrichtlinien und die Einführung der Gesamtschule in Hessen. Argumentiert wurde damals wie heute mit einem Begabungsbegriff, der suggeriert, dass Begabungen mit der Geburt gegeben würden, zwar familienabhängig sein, aber nicht gesellschaftlich bestimmt. Auf der Homepage des Elternvereins findet sich unter der Überschrift "Standpunkte" die folgende Aussage:

"Der Hessische Elternverein begrüßt, dass Hessen dafür eine große Auswahl an Schulformen bietet. Die Vielfalt der weiterführenden Schulen, Hauptschule, Realschule, Gymnasium, Kooperative und Integrierte Gesamtschulen, Förderschulen, können den unterschiedlichen Begabungen der Kinder gerecht werden. Wichtig ist ein möglichst begabungsnaher Unterricht."

(<http://www.hessischer-elternverein.de/deutsch/standpunkte/-/10,10,61001,liste9.html>)

Der "begabungsnaher Unterricht", so kann man dort weiterlesen, spricht dafür, das gegliederte viergliedrige Schulsystem zu erhalten und möglichst früh die Entscheidung über die Wahl der nach der Grundschule folgenden Schule zu treffen.

Aus dem Konstrukt der Begabung folgt dann die scheinbar pädagogisch fundierte These, dass es darauf ankommt, Kinder nicht zu überfordern. Die Schulwahl und die Leistungsansprüche an die Kinder sollen - so die Argumentationsfigur - an die von der Natur her gegebene Begabung der Kinder angepasst werden. Die Diskussion um die Überforderung der gering

⁶ Manuela du Bois-Reymond schreibt dazu: "Die Eltern, so dürfen wir folgern, erfahren die Notengebung, denen ihre Kinder in der Schule unterliegen (...) als Fortsetzung des betrieblichen Leistungsdrucks im familialen Bereich. Vom Schulschicksal ihrer Kinder hängt deren spätere 'Verwertbarkeit' auf dem Arbeitsmarkt ab; es ist somit Teil des Familienschicksals. Die entfremdeten Lernbedingungen der Kinder schlagen also, vermittelt durch das familiale Leben, auf die Eltern zurück und bestimmen ihr Verhältnis zur Schule, das sich in entfremdeten Verkehrsformen äußert." (du Bois-Reymond 1977, S. 33)

begabten Kinder und der Unterforderung der hoch begabten Kinder erweist sich als Kampfrhetorik der bürgerlichen Mittelschicht. Interessant ist nun ein seit einigen Jahren beobachtbarer Argumentationswechsel. In Kampagnen, die sich an die bürgerliche Mittelschicht wenden, wird das Bildungssystem, das nicht die Mittelschicht fördert, mit dem Argument angegriffen, dass diese oder jene pädagogische Maßnahme die Kinder aus bildungsfernen Schichten benachteilige. Im Spiegel liest sich das dann so:

"Es leiden vor allem schwache Schüler, für die sich das Konzept Reichens als Bildungshürde erweist; Bildungsforscher halten es inzwischen für gefährlich."

(Der Spiegel 2013, S. 96)⁷

Die Ironie besteht darin, dass ein Magazin, das sich bestimmt nicht an die Eltern "schwacher Schüler" wendet, seine Leser dazu auffordert, sich gegen die Lehrer zur Wehr zu setzen. Und damit sich die Eltern auch wirklich wehren, wird ihnen am Schluss des Artikels die strafrechtliche Seite der Debatte vorgeführt. Wer sich nicht wehrt mache sich der "unterlassenen Hilfeleistung" schuldig (S. 104).

Es geht nicht um die Frage eines guten Unterrichts am Schulanfang, sondern darum, dass meiner Kenntnis nach zum ersten Mal ein größeres Magazin seine Leser auffordert, die Lehrer zu zwingen, das nicht zu tun, was diese für richtig halten. Und darum, dass dies mit dem Argument der Sorge für die Bildungsbenachteiligten begründet wird. Das vermag ich nicht zu glauben und als Frage formuliert: Woher kommt die Angst dieser Schicht, die in dem Spiegelartikel angesprochen wird?

Die Konkurrenz unter den Eltern hat in demselben Maß zugenommen wie ihre Ausgaben für bezahlte Nachhilfe. Die Eltern wissen, dass ihr Kind ohne entsprechenden Abschluss nur geringe Chancen auf einen guten Beruf hat.

Dies ist ein Grund für die Verstärkung des Wettbewerbs unter den Eltern: die sozial benachteiligten Schichten sind nicht mehr umstandslos bereit zu akzeptieren, dass ihre Kinder auf die letzte Bank gesetzt werden, wie dies früher der Fall war. Ein weiterer Grund für die Verstärkung des Wettbewerbs unter den Eltern ist der Anstieg der Zahl der Schüler mit einem höheren Schulabschluss, hier vor allem der Erfolg der Mädchen. Dieser Anstieg, der sich auch im Weltmaßstab darstellen lässt - die Bildungsabschlüsse in vielen der sogenannten Schwellenländer sind angestiegen - führt zu einer gewissen Paradoxie. Der einzelne Abschluss hat an Wert verloren und gleichzeitig ist es umso wichtiger, einen guten Schulabschluss zu bekommen. Es gibt sicher noch viele Gründe, ich möchte noch einen nennen, weil er scheinbar überraschend ist. Dies ist der relative Rückgang des Einkommens jener Schicht, also der Mittelschicht, die außer einem guten Schulabschluss nichts zu vererben hat, wovon die Kinder leben können.

Neu ist die Konkurrenz unter den Eltern nicht; neu ist die reale Schärfe, mit der der Kampf ausgefochten wird.

⁷ Es geht hier nicht darum, das Konzept "Lesen durch Schreiben" gegen Kritik zu verteidigen. Wenn man sich Mühe gibt, so findet man darüber eine halbwegs sachliche Diskussion. Ohne Mühe aufzuwenden stößt man allerdings auch in der Grundschulpädagogik auf Polemiken, die sich zum Teil auch aus den materiellen Interessen der Produzenten von Materialien für Schüler erklären lassen. So unterschlagen die Kritiker, die nicht über grundschuldidaktische Kenntnisse verfügen (Linguisten, Neurobiologen, Psychologen) prinzipiell zweierlei: Erstens, auch dann, wenn dieses Konzept angewandt wird, beginnt praktisch gleichzeitig eine mehr oder weniger systematische Vermittlung von Rechtschreibwissen. Und zweitens: Selbst wenn - was umstritten ist - die Hinweise aus den wenigen empirischen Untersuchungen zu den Folgen des Konzeptes stimmen, dass nämlich Schüler geringere Rechtschreibleistungen entwickeln, wenn sie nach dem Konzept von Reichen unterrichtet werden, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Rechtschreibfähigkeit und Ausdrucksfähigkeit. Damit geht es dann nicht um die Effizienz von Schreiblernprozessen, sondern um die pädagogische Frage, was für die Bildung von Kindern wichtig ist.

Schulerfolg ist machbar

Es ist aufschlussreich, einen historischen Vergleich anzustellen.

Im Jahre 1894 erschien das Buch "Das erste Schuljahr" von Agnes Saper⁸. Das Buch handelt von Gretchen. Gretchen, genau Margarete, ist die Tochter von Herrn Reinwald, einem hohem Beamten in einem kleinen Ort in Bayern. An ihrem ersten Schultag setzt der junge Lehrer die Kinder dem Alphabet entsprechend auf die Bänke: Franz Abenheim ganz vorn und Johannes Zaiserling, den Sohn des Schäfers ganz hinten. Und nach Geschlechtern getrennt. Auch Gretchen muss zunächst ziemlich weit hinten Platz nehmen. Aber:

„Der Lehrer führte sie selbst an ihren Platz und sagte freundlich zu ihr: `Nur munter, du wirst bald weiter hinaufkommen.`“ (Saper 2006, S. 20)

Man kann fragen, woher der Lehrer dies wusste. Dem Leser war es schon vorher nahe gebracht worden. Lene, die Haushälterin der Reinwalds sagte vor sich hin als sie aus dem Fenster blickend das Kind auf dem Weg erst in die Kirche, dann in die Schule sah:

„Es ist ein großes Kind, unser Gretchen, und ein schönes Kind und ein gescheites Kind, es werden nicht viele solcher in die Schule kommen. Gewiss wird sie die Erste.“ (S 18).

Das wird auch so kommen, obwohl sie bei der Einschulung weder die Frage beantworten konnte, wann sie geboren wurde, noch, wie ihr Vater heißt. Es dauerte ungefähr 14 Schultage, dann saß Gretchen auf dem Platz, der ihr aufgrund ihrer Herkunft zustand: neben der Tochter des Apothekers. Dafür musste ein Mädchen, dessen Namen man nicht erfährt, die ihre Buchstaben aber so liederlich geschrieben hat, dass sie es nicht verdient hatte, so weit vorne zu sitzen, sich auf Gretchens Platz setzen.

Entscheidend ist die Selbstverständlichkeit mit der alle unterstellen - Eltern, Lehrer, Haushälterin - dass Gretchen vorne, auf den besten Platz gehört. Wie selbstverständlich angenommen wurde, dass das Kind eines höheren Beamten die schulischen Anforderungen bewältigen wird, zeigt ein Gespräch zwischen Gretes Vater und der Leiterin der Privatschule, die Grete besuchen soll, nachdem ihr Vater vom Land in die Stadt versetzt wurde.

Es geht um die Frage, ob Grete ein halbes Jahr wiederholen soll oder ein halbes Jahr überspringen. Während die Schule auf dem Dorf im Frühjahr begann, schulte die Stadtschule die Kinder im Herbst ein. Die Schulleiterin ist zunächst entschieden:

"Da nun die Kinder in meiner Schule weiter sind als die Kinder in der Volksschule, so wird es am besten sein, wenn sie noch einmal von vorne anfängt mit unseren Kleinen, die vor einigen Tagen in die erste Klasse eingetreten sind".(Saper 2006, S. 95)

Das möchte Gretes Vater auf keinen Fall. Seine Begründung ist nicht leistungsbezogen, sondern pädagogisch:

"Das wünsche ich frei gar nicht", erwiderte Herr Reinwald, "es ist ihr immer bisher so leicht gefallen und nun möchte ich, dass sie einmal ernstlich ans Lernen käme" (S. 95).

Und auf den Einwand der Schulleiterin, dass Grete überfordert werden könnte, antwortet der Vater:

"Den Mut wird sie nicht verlieren, aber vielleicht etwas von ihrem Übermut" (S.95).

⁸ Interessant an dem Buch ist die Tatsache, dass es im Jahre 2006 vom Zeitverlag Gerd Bucerius wieder aufgelegt wurde. Dazu gibt es eine Begründung von Sabine Rückert. Ihr gefällt zwar auch nicht, die Sitzordnung von der Leistung (sic!) der Kinder abhängig zu machen und nennt dies altertümlich. Aber insgesamt gefällt ihr das Buch so gut, dass sie die darin enthaltenen Leitbilder eben auch ihrem Kind und den Eltern unter den Zeitlesern vermitteln möchte.

Man kann es auch so sagen: Der Vater geht das Risiko des Scheitern seines Kindes in einer Umgebung, die mehr als skeptisch auf die bisherige Lerngeschichte von Grete blickt ein, um sie durch die Schule zu erziehen.

Das ist heute grundlegend anders.

Typisch dafür ist das Buch "Schulerfolg ist machbar" von Christina Buchner.

Gemeint ist damit: Schulerfolg ist auch dann machbar, wenn das Kind nicht sehr helle, sehr klug oder sehr intelligent ist. Freilich formuliert Frau Buchner dies anders, denn sonst würde sich der Ratgeber wohl kaum verkaufen:

"In meiner 30-jährigen Unterrichtspraxis war es eine ähnliche Frage, die mich immer wieder angespornt hat, Lösungen zu suchen, nämlich die Frage, warum Kinder, die intelligent sind, in der Schule so oft nicht den Erfolg haben, der dieser Intelligenz entspricht".

(Buchner 2005, S. 11)

Die "ähnliche Frage" bezieht sich auf die 1967 erschienene Untersuchung von Lilly Kemmler: Erfolg und Versagen in der Grundschule. Empirische Untersuchungen.

Kemmler war Verhaltenstherapeutin und hat eine große Kohorte von Grundschulern mit unterschiedlichen Tests, Notenvergleichen, Zuschreibungen von Lehrern und Selbstzuschreibungen untersucht. Interessant, und dies ist die Voraussetzung für Buchner, ist die Tatsache, dass sich zwar gute und schlechte Schüler unterscheiden ließen, dass es aber in beiden Gruppen Kinder gab, die aufgrund ihrer Testergebnisse sich in der "falschen" Schülergruppe befanden. Es gab Kinder, die bei hoher Intelligenz, relativ schlechte Schüler waren und es gab Kinder, die bei geringer Intelligenz relativ gute Schulleistungen vorweisen konnten. Es gab "Overachiever" und "Underachiever" (Kemmler 1967, S. 113)

Damit lässt sich Buchners Ausgangsposition erfassen: Was müssen Eltern tun, damit ihr Kind nicht zu den Underachievern gehört, sondern zu den Overachievern. Die Antwort lässt sich in einem Satz zusammenfassen: "(Dies) verlangt von den Eltern engagierte Mitarbeit" (S. 11).

Etwas ausführlicher:

- *Alle Schulsachen werden vollständig, richtig und termingerecht besorgt.*
- *Die Eltern fragen regelmäßig bei der Lehrkraft nach.*
- *Beide Eltern interessieren sich für die Schule.*
- *Zu jedem Elternabend kommt mindestens ein Elternteil.*
- *Das Kind kommt pünktlich in die Schule.*
- *Das Kind hat ein zu Hause hergerichtetes Pausenbrot dabei.*
- *Das Kind kommt sauber gekleidet und ordentlich gekämmt in die Schule.*
- *Die Hausaufgaben werden zu Hause von einem Elternteil angesehen.*
- *Schreib- und Rechenfehler werden sofort ausgetrichen und sofort verbessert.*
- *Empfehlungen der Lehrkraft werden befolgt.*
- *Die Eltern sind bereit, bei Gemeinschaftsunternehmen mitzuhelfen.“ (S.20)*

und Buchner schreibt - zu Recht:

"„Aus meiner Erfahrung kann ich bestätigen, dass fast alle erfolgreichen Schüler Eltern haben, bei denen die meisten der angeführten Merkmale zutreffen.“ (S. 20 f.)

Dies ist um einen Aspekt zu ergänzen, den Buchner nicht aufgreift und mit dem zum Schluss noch einmal die Diskussion um die Rechtschreibung aufgegriffen werden kann.

Kemmler stellte 1967 fest:

"Viele Ergebnisse unserer Untersuchung sprechen dafür, daß eine regelmäßige und damit fehlerfreie Rechtschreibung dasjenige **Einzelmerkmal** ist, das in unseren Schulen am schärfsten die erfolgreichen von den versagenden Schülern trennt." (Kemmler 1967, S. 175 - Hervorh. im Original)

Vielleicht ist die Angst vor dem Verlust dieses Unterscheidungsmerkmals der Grund, warum eine bestimmte Elterngruppe so dafür kämpft, das Konzept "Lesen durch Schreiben" verbieten zu lassen. Denn eines bringt dieses Konzept auf jeden Fall mit sich, nämlich die Idee, dass der Inhalt eines Textes wichtiger ist, als dessen richtige Rechtschreibung.

Denn:

"Wie die Eltern sich gegenüber der Schule verhalten, ist nicht nur erklärbar aus ihrer subjektiven Einstellung und ihren subjektiven Erfahrungen, sondern ist eng verknüpft mit ihrer familialen, beruflichen und finanziellen, kurz: ihrer gesellschaftlichen Position - also im weiteren Sinne von ihrer Klassenlage und Klassenerfahrung." (du Bois Reymond 1977, S. 31)

Literatur

"Elternrecht" (Stichwort) (1974/75) In: Rechtslexikon für Schüler, Lehrer, Eltern. Hrsg. v. Lutz Dietze u.a. Baden-Baden: Signal Verlag, S. 72 - 94.

Buchner, Christina (2003): Schulerfolg ist machbar. Gute Leistungen in der Grundschule. Freiburg im Breisgau: Herder (4. Aufl.).

Der Spiegel Nr. 25 vom 17. 6. 2013, S. 96-104.

du Bois-Reymond, Manuela (1977): Verkehrsformen zwischen Elternhaus und Schule. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kemmler, Lilly (1975): Erfolg und Versagen in der Grundschule. Empirische Untersuchungen. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe (3. Aufl.).

Kraus, Josef (2005): Der PISA-Schwindel. Unsere Kinder sind besser als ihr Ruf. Wie Eltern und Schule Potenziale fördern können. Wien: Signum Verlag

Richtlinien für die Volksschulen des Landes Niedersachsen (1963), hrsg. v. niedersächsischen Kultusministerium. Hannover: Hermann Schroedel Verlag.

Sapper, Agnes (2006/1894): Das erste Schuljahr. o.O: Zeitverlag Gerd Buccerius

Struben, Gerhilt (1997): Die Schule-Elternhaus-Beziehung als Ausdruck des herrschenden Wirklichkeitsverständnisses. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/New York/Paris/Wien: Peter Lang.

Zubke, Friedhelm (1986): Elternecht-Lehrerwille. Überlegungen zur Zusammenarbeit von Lehrern und Eltern. In: päd. extra Nr. 5/1986, S. 34- 37.

(vgl. Bildungsbenachteiligung in der Bundesrepublik Deutschland:
<http://de.academic.ru/dic.nsf/dewiki/171202>).

(<http://www.hessischer-elternverein.de/deutsch/standpunkte/-/10,10,61001,liste9.html>)